

CURTIS SITTFELD

HILLARY

EIN ROMAN



Was wäre geschehen, hätte Hillary Bill Clinton nicht geheiratet?

Jung, politisch erfolgreich und leidenschaftlich verliebt – Hillary Rodham und Bill Clinton sind das romantische Traumpaar der 70er-Jahre. Ihre Pläne für die gemeinsame Zukunft kennen daher auch nur eine Richtung: ganz nach oben. Doch als Bill um Hillarys Hand anhält, lehnt sie ab. Ein Nein, das ihr Leben für immer verändern wird ... US-Erfolgsautorin Curtis Sittenfeld gibt der Weltgeschichte in ihrem gefeierten New-York-Times-Bestseller einen überraschenden neuen Lauf. In »Hillary« erleben wir das politische Amerika, wie es noch nie jemand erzählt hat: hautnah und aus der Perspektive einer Frau, die für ihren Lebenstraum alles gibt. So unterhaltsam wie scharfsinnig beleuchtet Sittenfeld die Abgründe einer Frau, über die wir eigentlich alles zu wissen glaubten.

Curtis Sittenfeld wurde 1975 in Cincinnati geboren. Ihr literarisches Debüt »Eine Klasse für sich« wurde von der Presse hoch gelobt. Seitdem veröffentlichte sie sechs weitere Romane und Erzählensammlungen, die in 30 Sprachen übersetzt wurden und alle auf der Bestsellerliste standen. Das Leben von Frauen an der politischen Spitze beschäftigte Sittenfeld, die auch für Magazine schreibt, schon mehrfach: 2008 interviewte sie für das *Time Magazine* Michelle Obama. Ihr Roman »Die Frau des Präsidenten« (2008) zeichnet ein fiktives Porträt der ehemaligen First Lady Laura Bush. In ihrem jüngsten Buch »Hillary« (2020) erzählt sie das Leben von Hillary Clinton neu.

»Aufregend bissig, unterhaltsam und ergreifend.« *Booklist Review*

»Die richtige Lektüre für alle, die sich wünschen, die amerikanische Wahl wäre 2016 anders ausgegangen.« *The New York Times*

»Sittenfelds Hillary ist beides: Mitwirkende im Game of Thrones, romantische Romanheldin und wunderbar knallharte Frau.« *O: The Oprah Magazine*

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook

Curtis Sittenfeld

HILLARY

Roman

*Aus dem Englischen von
Stefanie Römer*

 **PENGUIN** VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Rodham*
bei Random House, New York.

Hillary ist ein Roman. Wenngleich einige Figuren ein real existierendes Pendant haben, entspringen ihre Charakterisierung und die geschilderten Erlebnisse, an denen sie teilhaben, der Fantasie der Autorin. *Hillary* ist als Roman zu lesen und keinesfalls als biografische oder geschichtliche Darstellung. Die übrigen Figuren wurden ebenso wie die sie betreffenden Geschehnisse und Dialoge von der Autorin frei erfunden.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © der Originalausgabe 2020 by Curtis Sittenfeld
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2021
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Lektorat: Claudia Jürgens, Berlin
Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka
Umschlagabbildung: © Getty Images / Wellesley College
Umsetzung eBook: Greiner & Reichel, Köln
ISBN 978-3-641-27597-6
V001
www.penguin-verlag.de

*Für L,
in Liebe und Dankbarkeit*

Meine Heirat mit Bill Clinton war die wichtigste Entscheidung meines Lebens. Die ersten beiden Male, als er mir einen Antrag machte, sagte ich Nein. Aber beim dritten Mal sagte ich Ja. Und ich würde es wieder tun.

Hillary Rodham Clinton, *What Happened*

Die Welt hat kein Recht auf mein Herz.

Lin-Manuel Miranda, *Hamilton*

PROLOG

31. Mai 1969

Ehe ich vor Publikum sprach, und bisweilen auch vor Ereignissen, die weniger öffentlich, jedoch nicht minder bedeutsam für meine Zukunft waren, wie zum Beispiel vor den Zulassungstests für die Law School, die ich in einem Seminarraum auf dem Harvard-Campus schrieb, überkam mich stets dieses spezielle Gefühl. Es war eine Art konzentrierte Vorwegnahme, gleich einem Druck auf der Brust, doch rührte es nie von Nervosität her. Ich war immer bestens vorbereitet, und ich zweifelte nie daran, es schaffen zu können. Also war es vielmehr der Glaube an meine eigene Kompetenz, gepaart mit dem Wissen, dass ich gleich ein Bravourstück vollbringen würde, das sich die meisten – ob zu Recht oder zu Unrecht – nicht zutrauten. Und dieses Wissen war eng mit der dritten und letzten Facette dieses Gefühls verknüpft, mit nichts anderem als Einsamkeit – der Einsamkeit, in etwas gut zu sein.

Meine Abschlussfeier am Wellesley College fand auf der Grünfläche nahe der Bibliothek statt, und ich sollte nach Senator Edward Brooke aus Massachusetts sprechen. Während seiner Rede saß ich als Zuhörerin mit Doktorhut und schwarzem Umhang auf der eigens errichteten Bühne. Mein Vater war allein, ohne meine Mutter und meine Brüder, aus Park Ridge, Illinois, angereist und saß weit hinten in den Zuschauerreihen. Ich würde die erste Studentin sein, die jemals bei einer Wellesley-Abschlussfeier sprach.

In der Nacht zuvor hatte ich, damit beschäftigt, meiner Rede den letzten Schliff zu geben, und zudem von Wehmutsattacken erfasst, kaum ein Auge zugetan. Obwohl das Wellesley angesichts der Bürgerrechtsunruhen der letzten vier Jahre allmählich fast peinlich weltabgeschieden wirkte, hatte ich gern dort studiert, hatte die grünen Wiesen und den See geliebt, die

holzgetäfelten Räume, in denen ich Vorlesungen über Spinoza und Quantenmechanik gehört und darüber diskutiert hatte, was in einer gerechten Gesellschaft zu leben bedeutete. Und natürlich hatte ich meine Freundinnen geliebt, die sich nun in alle Winde zerstreuten.

Senator Brookes Ansprache näherte sich ihrem Ende, ohne dass er die jüngsten Proteste oder Attentate, die Bürgerrechte oder Vietnam auch nur mit einer Silbe erwähnt hätte. In diesem Moment begriff ich, dass es an mir war, diese Themen anzusprechen. In gewisser Weise hatte ich das bereits lange vor der Feier gewusst, und aus ebendiesem Grund hatten meine Kommilitoninnen und ich auch für eine Sprecherin aus unseren Reihen gekämpft. Plötzlich jedoch kam mir meine vorbereitete Rede unpassend vor, und mir wurde klar, dass ich den ausweichenden Worten des Senators mit einer Gegenrede, der Gegenrede unserer Generation, antworten musste. Denn ich war es, die hier oben auf der Bühne stand, es war meine Pflicht.

Die Präsidentin von Wellesley, Ruth Adams, stellte mich mit den Worten vor, ich sei Absolventin der Politikwissenschaft sowie Präsidentin der Studentinnenvertretung und – womöglich eine Warnung oder eine Art Wunschdenken ihrerseits – stets »gut gelaunt, eine angenehme Gesellschaft und uns allen eine gute Freundin«.

Der Weg zum Rednerpult wollte kein Ende nehmen, und dann war ich auch schon da, ganz plötzlich. Unzählige Menschen saßen vor mir, die meisten davon Fremde, aber auch ein paar vertraute Gesichter.

»Ich freue mich«, begann ich, »dass Miss Adams hervorgehoben hat, dass ich heute im Namen von uns allen, allen vierhundert, spreche. Die Situation, in der ich mich befinde, ist mir vertraut, ich soll reagieren, wie es unsere Generation schon ziemlich lange tut. Wir haben zwar noch keine Führungs- und Machtpositionen inne, doch besitzen wir das unverzichtbare Instrument der Kritik und des konstruktiven Protests. Daher muss ich kurz auf einige der Aussagen von Senator Brooke reagieren. Ich werde mich kurzfassen, weil ich noch eine kleine Ansprache halten möchte.

Das Problem mit bloßer Empathie für erklärte Ziele ist, dass Empathie uns nicht weiterbringt. Wir haben viel Empathie erlebt; wir haben viel

Sympathie erlebt, aber wir haben das Gefühl, dass unsere Anführer Politik allzu lange als Kunst des Möglichen betrachtet haben. Dabei heißt die Herausforderung der Politik jetzt, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen.«

Ich spürte, wie sich etwas im Publikum veränderte, wie es sich in zwei Lager spaltete: Die einen fanden es unverschämt von einer Collegestudentin, einem Senator Kontra zu geben, während die anderen, angesichts des hohen Einsatzes, genau diese Chuzpe bewunderten. Natürlich gab es auch jene, und vermutlich waren sie in der Überzahl, denen es egal war; solche Leute gab es immer. Aber diese Spaltung, die ich bewirkt hatte – es wäre gelogen zu sagen, ich hätte sie nicht genossen.

Den Rest meiner Rede, das wusste ich, würde ich mindestens gut, wenn nicht gar bravourös meistern; *gut* hatte ich in der Hand, *bravourös* indes war weniger beherrschbar und entzog sich meiner Kontrolle, denn es hing davon ab, ob ich einen Draht zum Publikum würde herstellen können. Was ich noch nicht wusste, war, dass meine Rede – vermutlich wegen des improvisierten Teils – meine Kommilitoninnen zu stehenden Ovationen veranlassen würde. Ich wusste noch nicht, dass diese stehenden Ovationen viele der anwesenden Eltern kränken oder verärgern und in manchen Familien über Jahrzehnte hinweg ein Stein des Anstoßes bleiben würden (mein Vater sagte später mit Hohn in der Stimme: »Du hast wie ein Hippie geklungen da oben«); und ich ahnte noch nicht, dass meine Ansprache Widerhall in den überregionalen Medien finden würde, bis hin zum *Life Magazine*. An eines wiederum erinnere ich mich deutlich, und zwar an besagtes Gefühl: die konzentrierte Vorwegnahme, meine Kompetenz, meine Einsamkeit. Ich sah mich mit den Augen der anderen Absolventinnen und ihrer Familien, sah eine selbstsichere und idealistische junge Frau hinter einem Rednerpult, und zugleich steckte ich in meinem eigenen Körper, ich *war* ich selbst und konnte meine quer über die Grünfläche schallende Stimme hören. Das Gefühl erwuchs aus der Überschneidung, der Simultaneität, wie ich den anderen erschien und wie ich wirklich war. Rückblickend glaube ich, dass das, was ich in jenem Moment verspürte – ich

hatte es schon zuvor verspürt, aber niemals so klar –, nichts Geringeres war als meine eigene einzigartige Zukunft.

TEIL I

DER HAKEN

KAPITEL 1

1970

Als ich ihn zum ersten Mal sah, musste ich unwillkürlich an einen Löwen denken. Er war eins achtundachtzig groß, was ich aber erst später erfuhr. Tatsächlich schien er noch größer, weil er nicht schlaksig-groß, sondern kräftig-groß war. Er hatte breite Schultern, einen wuchtigen Kopf und trug das Haar etwas länger als später, wodurch dessen Kupferton, dieselbe Farbe wie die seines Bartes, noch besser zur Geltung kam. Genau genommen dachte ich, er sehe aus wie ein attraktiver Löwe, aber selbst aus der Entfernung schien er auf eine Art von sich selbst eingenommen, die seine Attraktivität zunichtemachte. Er erweckte den Eindruck von jemandem, der der Luft mehr Sauerstoff entzieht als die anderen.

Diese Beobachtung in der Mensa der Yale Law School stammt aus dem Herbst 1970 – meinem zweiten Studienjahr an der rechtswissenschaftlichen Fakultät und seinem ersten. Ich war mit meinem Freund Nick dort, und Bill unterhielt sich mit seiner lauten, rauchigen Stimme inklusive Südstaaten-Akzent mit fünf oder sechs anderen Studierenden. Voller Enthusiasmus verkündete er: »... und nicht nur das, wir bauen die größten Wassermelonen der Welt an!«

Nick und ich sahen uns an und fingen an zu lachen. »Wer ist das denn?«, flüsterte ich.

»Bill Clinton«, flüsterte Nick zurück. »Er kommt aus Arkansas, und über nichts anderes spricht er andauernd.« Dann ergänzte er etwas, das an der Yale Law School tatsächlich noch weniger erwähnenswert war, als aus Arkansas zu stammen. »Er war ein Rhodes-Stipendiat.«

Nachdem ich sowohl in Harvard als auch in Yale angenommen worden war, hatte ich beschlossen, mich an eine Regel zu halten, die ich in derart jungen

Jahren – ungefähr in der dritten oder vierten Klasse – für mich selbst aufgestellt hatte, dass ich mich kaum mehr an die Zeit davor erinnern konnte. Auch wenn ich sie niemandem gegenüber je erwähnt hatte, war sie für mich in Gedanken die Zweier-Regel: Wenn ich mir bezüglich eines Vorgehens unsicher war, aber zwei Gründe dafürsprachen, würde ich es tun. Sprachten zwei Gründe dagegen, würde ich es bleiben lassen. Natürlich gab es Situationen, in denen mehr als zwei Gründe sowohl für als auch gegen etwas sprachen, aber das kam nur äußerst selten vor.

Sollte ich in meinem ersten Jahr an der Highschool Latein wählen? Da ich gehört hatte, dass der Lehrer spitze war und es mir bei den Aufnahmetests für die Uni helfen würde – ja.

Sollte ich an der Freizeit meiner Kirchenjugendgruppe im Gebhard Woods State Park teilnehmen, obwohl ich dann die Party zum siebzehnten Geburtstag meiner Freundin Betty versäumen würde? Da das Datum der Freizeit zuerst feststand und eine kirchliche Veranstaltung von Natur aus moralischer als eine Party war – ja.

Sollte ich mir die Haare als Beehive frisieren? (Ja.) Sollte ich Geschichte als Hauptfach wählen? (Nein.) Sollte ich Politikwissenschaft als Hauptfach wählen? (Ja.) Sollte ich anfangen, die Pille zu nehmen? (Ja.) Sollte ich, nach der Ermordung von Dr. King, eine schwarze Armbinde tragen? (Ja.) Dass meine »Gründe« oft nur schlicht und ergreifend meine eigenen Präferenzen zum Ausdruck brachten, entging mir dabei keineswegs. Aber es kümmerte mich auch herzlich wenig.

Die Gründe, warum ich mich schließlich für Yale entschied, waren: (1) das dortige soziale Engagement und (2) die Tatsache, dass ein Professor der Harvard Law während einer Veranstaltung, die ich besuchte, nachdem man mich dort angenommen hatte, erklärte, Harvard brauche nicht noch mehr Frauen. Wie in Yale lag der Frauenanteil der Jurastudenten damals in Harvard bei etwa zehn Prozent, und ich war kurz versucht, mich allein deshalb dort einzuschreiben, um den Professor zu ärgern. Aber nur kurz.

Eines Abends im März 1971, kurz nach dem Spring Break, war ich in der rechtswissenschaftlichen Bibliothek, einem lang gestreckten Raum mit Lesekabinen in einem wunderschönen neugotischen Gebäude. Über den Bücherregalen erhoben sich große Spitzbogenfenster mit Glasmalereien, und von der holzgetäfelten Decke hingen bronzene Kronleuchter herab.

Ich saß seit anderthalb Stunden in einer der Lesenischen, und jedes Mal wenn ich aufblickte, sah ich Bill Clinton – dem Löwen – in die Augen. Er saß circa sechs Meter entfernt auf einem Tisch und unterhielt sich mit einem Mann, den ich nicht kannte. Ich überlegte, ob Bill mich mit jemandem verwechselte. Andererseits waren wir, da in meinem Jahrgang nur siebenundzwanzig Frauen studierten, wohl recht leicht auseinanderzuhalten.

Schließlich stand ich auf, ging zu ihm und sagte: »Ich hab bemerkt, dass du dauernd zu mir rübersiehst. Kann ich dir irgendwie helfen?« Ich streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin Hillary Rodham.«

Er begann zögerlich, aber breit zu lächeln und sagte mit seiner warmen, rauchigen Südstaaten-Stimme: »Ich weiß, wer du bist.« (Oh, Bill Clintons Lächeln! Inzwischen sind seit jenem Abend in der Bibliothek mehr als fünfundvierzig Jahre vergangen, doch ab und an schoss mir durch den Kopf, dass dieses Lächeln mein Leben hätte zerstören können.) »Du bist die, die Professor Geaney am Ladys' Day die Leviten gelesen hat.«

Der Ladys' Day war ein sorgsam gepflegtes Ritual einiger Professoren, die den weiblichen Studierenden ans Herz legten, sich nur einmal während des Semesters zu Wort zu melden, an einem eigens dafür bestimmten Tag. Doch Professor Geaney, der Konzernsteuerrecht lehrte, ein Fortgeschrittenenseminar, das Bill nicht besuchte, ging noch einen Schritt weiter: An jedem Valentinstag eröffnete er seine Vorlesung mit der Ankündigung, dies sei der Ladys' Day, und forderte alle »Jungfrauen« auf, sich vorne im Raum zu versammeln. Als er dies ein paar Wochen zuvor kundgetan hatte, war ich zusammen mit zwei anderen Frauen des Kurses aufgestanden, dann aber, wie zuvor abgesprochen, an meinem Platz stehen geblieben und hatte stellvertretend das Wort ergriffen: »Das ist ein

widerwärtiger Brauch, der im akademischen Umfeld nichts verloren hat. Die anwesenden Studentinnen sollten als vollwertige Mitglieder der Law School behandelt werden und dieselben Rechte zur Mitsprache in diesem Seminar haben wie ihre männlichen Kommilitonen.«

Nach dieser kurzen Ansprache verspürte ich eine ähnlich trotzig Genugtuung wie seinerzeit bei der Wellesley-Abschlussfeier, und dieses Gefühl wurde selbst dadurch nicht geschmälert, dass Professor Geaney sagte: »Wohl denn, Miss Rodham. Die Damen mögen an ihrem Platz bleiben, aber da Sie heute offenbar darauf brennen, Ihren Standpunkt zu vertreten, werde ich Sie unsere Diskussion eröffnen lassen, indem Sie *Gregory vs. Helvering* für uns zusammenfassen.«

»Mit Vergnügen«, sagte ich.

Bill Clinton antwortete ich in der juristischen Bibliothek: »Ja, das war ich.«

Daraufhin erhob Bill sich vom Tisch, baute sich mit seinen ein Meter achtundachtzig, seiner kupfernen Mähne und seinem Bart vor mir auf (ich bin eins vierundsechzig groß) und ergriff meine noch immer ausgestreckte Hand. »Hoherfreut, dich offiziell kennenzulernen. Ich bin Bill.«

»Würdest du gern in der studentischen Rechtsberatung mitarbeiten?«, fragte ich. Die letzten achtzehn Monate hatte ich mich als Freiwillige im Büro der studentischen Rechtsberatung von New Haven engagiert.

Er schien amüsiert, obgleich mir schleierhaft war, warum. Wir standen noch immer Hand in Hand da – er hatte riesige Pranken –, als er sagte: »Ja, vielleicht. Kann ich dich demnächst mal auf einen Kaffee einladen, und wir unterhalten uns darüber?«

Ich zog die Hand zurück. »Falls du diesen Sommer dabei sein willst, solltest du dich so schnell wie möglich bewerben. Die Plätze sind bestimmt schon bald vergeben.«

»Nein, ich werde unten in Florida George McGovern beim Wahlkampf unterstützen. Aber was ist mit dem Kaffee?«

Hatte er eben um ein Rendezvous gebeten? Ich zog die Möglichkeit kurz in Erwägung, verwarf sie dann aber gleich wieder. Und dafür gab es zufälligerweise zwei Gründe. Zum einen strahlte Bill Clinton eine

unbändige und rastlose Energie aus, und obwohl diese Art von Energie an der Yale Law School gewiss keine Seltenheit war, suchte die seine ihresgleichen. Zum andern wollte er wohl etwas von mir, aber es erschien mir abwegig, dass es dabei um etwas Romantisches gehen sollte. Nicht etwa, dass sich keine Männer für mich interessierten – der eine oder andere tat das sehr wohl. Es erschien mir abwegig, weil die Männer, die sich für mich interessierten, niemals derart charismatisch waren und gut aussahen.

Daher zierte ich mich auch nicht lange oder spielte die Unnahbare, sondern sagte einfach: »Bis zum Wochenende bin ich beschäftigt, aber am Samstagnachmittag hätte ich Zeit.«

Das Zimmer der studentischen Rechtsberatung, in dem wir die Anfragen entgegennahmen, war mit vier Tischen und einem wuchtigen Aktenschrank ausgestattet, und als ich am Freitagmorgen dort ankam, war ein anderer Jurastudent namens Fred bereits am Telefonieren. Er grüßte mich, indem er zweimal freundlich die Brauen hob, während er in den Hörer sprach: »Leider behandeln wir keine Strafsachen, aber ich kann Ihnen die Nummer einer Freiwilligenorganisation von Anwälten geben.« Ich stellte meine braune lederne Büchertasche unter einem Tisch ab. In jedem Semester arbeiteten abwechselnd ungefähr dreißig von uns in der Rechtsberatung – im ersten Semester bekam man Leistungspunkte dafür, danach gab es weder Bescheinigungen noch Geld, die beste Vorbereitung, wie wir witzelten, auf eine Karriere in der Pro-Bono-Rechtsberatung –, deshalb hatte niemand einen eigenen Schreibtisch. Kaum hatte ich Platz genommen, läutete auch schon das Telefon auf meinem Tisch, und ich nahm den Rest des Vormittags wie Fred und ein weiterer Student namens Mike, der nach mir erschienen war, Anrufe entgegen. Den meisten Anrufern konnten wir nicht helfen – entweder sie verdienten zu viel, oder sie wohnten außerhalb des Gebiets, in dem wir tätig sein durften –, aber wir waren angehalten, nicht aufzulegen, ohne ihnen zuvor die Namen und Telefonnummern anderer Anlaufstellen gegeben zu haben.

Es war kurz nach eins, als mein Betreuer, Harold Meyerson, zu mir trat

und meinte: »Hillary, wenn Sie eine freie Minute haben, kommen Sie doch bitte in mein Büro.«

»Ich hätte jetzt gleich Zeit«, erwiderte ich und folgte ihm zu seinem Schreibtisch. Harold war Mitte vierzig, Syndikusanwalt und Dozent in Yale.

Er durchwühlte einen Stapel Aktenmappen und reichte mir zwei. »Es handelt sich um eine Räumungsklage wegen Ruhestörung gegen einen Section-236-Mieter, aber ich schätze, der Vermieter will eigentlich nur die Miete erhöhen. Überprüfen Sie, ob es irgendwelche Verletzungen der Bewohnbarkeitsgarantie gibt.«

Ich hielt die Aktenmappen hoch. »Ist eine Kopie des Mietvertrags hier drin?«

»Ich denke ja.«

»Wann soll der Beklagte die Wohnung räumen?«

»Am 31. März.«

In weniger als zwei Wochen also. »Oha! Soll ich zuerst versuchen, mit dem Vermieter zu verhandeln, oder direkt eine Aussetzung der Zwangsvollstreckung beantragen?«

»Forschen Sie ein bisschen nach, und sagen Sie es mir dann.« Harold lächelte. »Sie lieben doch die Herausforderung.«

Am Samstag traf ich mich gegen Mittag mit den anderen vier Vorsitzenden der Yale-Gruppe von Law Students United for Change, um den endgültigen Entwurf eines Anfang der Woche gemeinsam verfassten und an diesem Vormittag von mir abgetippten offenen Briefes an Carl Albert, den Sprecher des Repräsentantenhauses, noch einmal durchzulesen und zu unterschreiben. Nachdem Antikriegsaktivisten massive Lobbyarbeit geleistet hatten, hieß es, Albert sei kurz davor, einen Gesetzesentwurf zur Herabsetzung des Wahlalters auf achtzehn Jahre zu unterstützen. Am Abend war ich zu einem Potluck-Dinner bei Richard und Gwen Greenberger eingeladen. Richard unterrichtete Staatsrecht sowie Bürgerliche und Politische Rechte, ein Seminar, das bisher zu meinen Lieblingsveranstaltungen zählte – vielleicht nicht ganz zufällig war Richard

auch der einzige Professor, den ich mit Vornamen ansprach. Gwen, die '63 in Yale ihren Abschluss in Jura gemacht hatte, leitete die National Children's Initiative, eine der Universität nahestehende Kinderrechtsorganisation, bei der ich im vergangenen Sommer gearbeitet hatte. Als Beitrag für das Potluck-Dinner wollte ich Chocolate Chip Cookies mitbringen, das einzige Gericht, das mir zuverlässig gelang.

Zwischen dem Unterschreiben des Briefes und dem Potluck war ich um drei Uhr mit Bill in einem Café verabredet. Als ich dort eintraf, wartete er schon vor der Tür. Er legte den Kopf schief und sagte: »Ich hab eine bessere Idee. Auf dem Weg hierher bin ich an der Kunstgalerie vorbeigekommen. Interessiert dich die Rothko-Ausstellung?«

»Die Kunstgalerie hat zu.« Wegen eines Streiks waren etliche Universitätsgebäude vorübergehend geschlossen.

»Stimmt. Willst du sehen, wie ich einen kleinen Arkansas-Zauber vollführe?«

»Sind Wassermelonen mit im Spiel?«, rutschte mir heraus.

Er lachte. »Dacht ich's mir doch, dass du in der Mensa gelauscht hast.« Das war vor sechs Monaten gewesen, und selbst wenn ich mich noch an den Tag erinnerte, war ich doch überrascht, dass er es auch tat. »Wenn du es genau wissen willst«, fügte er hinzu, »die besten Wassermelonen überhaupt werden in Hope, einer Stadt im Südwesten von Arkansas, angebaut. Ich bin in Hot Springs aufgewachsen, aber geboren bin ich in Hope. Der Boden dort ist wegen des Flusses fein und sandig, und einmal haben wir eine Melone, die fast zweihundert Pfund wog, an Präsident Truman geschickt.«

»»Wir« im Sinne von »unsere Familie?«

»»Wir« im Sinne von »die Stadt«, obwohl mein Onkel Carl, der mit der Schwester meiner Großmutter verheiratet war, ein Champion unter den Wassermelonenzüchtern war. Offen gestanden sind es gar nicht die großen Wassermelonen, die am besten schmecken. Die kleinen sind viel süßer.«

»Ich werde Truman nicht verraten, dass ihr ihn übers Ohr gehauen habt, versprochen«, flachste ich. »Und ja, die Rothko-Ausstellung interessiert mich. Was den Arkansas-Zauber angeht, bin ich ausnahmsweise gewillt,

meine Skepsis beiseitezuschieben.«

»Na, das ist doch wenigstens etwas.« Er streifte mich mit einem flüchtigen Blick, und mich beschlich der seltsame Gedanke, dass er mich vielleicht gleich an die Hand nehmen würde. Doch stattdessen liefen wir bald darauf nebeneinanderher, und ich war mir nicht sicher, ob ich mir diesen merkwürdigen Moment nicht eingebildet hatte. Während wir die Straße entlanggingen, wurden mir seine Körpergröße und seine Statur erst richtig bewusst; ich musste den Hals recken, um ihm in die Augen zu sehen.

»Wie sind deine Kurse?«, fragte ich. Nach unserem Gespräch in der Bibliothek war ich im Lauf der letzten Tage zu dem Schluss gekommen, dass er – wenn der Zweck dieses Treffens nicht darin bestand, sich über die Arbeit in der studentischen Rechtsberatung zu informieren – vielleicht Tipps wollte, welche Veranstaltungen er in seinem zweiten Jahr wählen sollte.

»Ich will nicht lügen. Ich bin ein grauenhafter Prokrastinierer. Ich halse mir dummerweise regelmäßig mehr Projekte außerhalb des Campus auf, als mir guttut, und meistens bin ich mit der Pflichtlektüre drei Minuten vor Kursbeginn fertig.« Er verzog kurz das Gesicht, bevor er hinzufügte: »Vorausgesetzt, ich komme überhaupt zum Kurs.«

»Wie verbringst du den Rest deiner Zeit?«

»Zum einen unterrichte ich Strafrecht an der University of New Haven, hauptsächlich wegen des Geldes, aber es ist keine schlechte Stelle. Die dortigen Studenten sind angehende Polizisten, also bekomme ich interessante Einblicke in ihr Leben. Außerdem erledige ich für einen Anwalt in der Stadt Botengänge, überbringe Unterlagen und alles Mögliche. Aber mein bester Job, zumindest für eine Weile, war der Wahlkampf für Joe Duffey letzten Herbst.«

»Oh«, sagte ich. »Mein Beileid.« Duffey, Dozent an einer theologischen Hochschule, der von Connecticut aus als überzeugter Vertreter der Antikriegsbewegung ins Rennen um einen Sitz im Senat gegangen war, hatte gegen einen Republikaner namens Lowell Weicker verloren.

Bill schüttelte den Kopf. »Klassisches Beispiel für den richtigen Mann mit

der falschen Botschaft. Obwohl Joe als Arbeiterkind aufgewachsen ist, nahmen ihm die Fabrikarbeiter nicht ab, dass er sie versteht. Hast du schon mal einen Wahlkampf unterstützt?«

»Am Samstag vor der Wahl bin ich tatsächlich für Duffey durch den Wahlbezirk gezogen. Und zu Collegezeiten bin ich an den Wochenenden als freiwillige Helferin nach New Hampshire gefahren, um Eugene McCarthy zu unterstützen. Aber was jetzt kommt, könnte dich dazu bringen, unser Gespräch auf der Stelle zu beenden. Meine erste Wahlkampf Erfahrung bestand darin, für Barry Goldwater von Tür zu Tür zu gehen.«

»Oh, Hillary.« Bill schaute halb entsetzt, halb amüsiert drein. »Sag, dass das nicht wahr ist.«

»Mir ging erst im Lauf der Zeit ein Licht auf. '68 nahm ich sowohl an Versammlungen der Republikaner wie auch der Demokraten teil.«

Er sah mich schief an. »Ist das legal? Oder überhaupt möglich, metaphysisch gesprochen?«

»Inzwischen bin ich überzeugte Demokratin, weil ich mir die Alternativen genau angesehen habe. Aber im Ernst, ich hatte bereits die Seiten gewechselt und hätte niemals den Parteitag der Republikaner besucht, wenn ich nicht vom Wellesley-Praktikumsprogramm dafür eingeteilt worden wäre, in jenem Sommer für die House Republican Conference zu arbeiten. Allerdings habe ich bei diesem Parteitag Frank Sinatra kennengelernt.«

»Na, das ist ja wenigstens etwas.« Bill sumnte ein paar Takte von *Strangers in the Night*. »Wie sehen deine Pläne nach Yale aus?«

»Das kommt ganz auf den Tag an.« Ich lachte. »Auf jeden Fall möchte ich irgendwann nach Washington. Diesen Sommer werde ich in einer Kanzlei in Kalifornien arbeiten und mir ein Bild davon machen, wie spannend Prozessführung ist. Aber ich habe auch schon für Gwen Greenbergers National Children's Initiative Recherchen übernommen. Kennst du die Greenbergers?« Abgesehen davon, dass ich Gwen und Richard aus beruflicher Sicht bewunderte, faszinierten mich die beiden persönlich. Er war ein weißer Jude aus Georgia, sie war eine schwarze Baptistin aus New York, und sie waren Vater und Mutter von dreijährigen Zwillingen. Der

Lebensstil der Greenbergers bezauberte mich – ihre unzähligen Bücherregale, die Tatsache, dass er manchmal kochte, ihre Art zu scherzen *und* für die Gerechtigkeit zu kämpfen *und* auf atemberaubende und zugleich unpräntiöse Weise brillant zu sein. Das alles war so anders als das Miteinander meiner Eltern.

»Ich besuche momentan Richards Staatsrechtskurs«, sagte Bill. »Er ist einfach spitze.«

»Ich bin heute Abend bei ihnen zum Essen eingeladen. Was sind *deine* Pläne für die Zeit nach Yale?«

»Nach der Law School gehe ich zurück nach Arkansas und kandidiere entweder für den Kongress oder für den Posten des Generalstaatsanwalts.« Bill war nicht der erste Mensch in Yale, aus dessen Mund ich solch ein Ziel vernahm, aber er klang überzeugter als jeder andere.

»Ich war Präsidentin der Studentinnenvertretung in Wellesley, aber ich glaube, das war's dann auch schon für mich ... ich werde an zukünftigen Kampagnen wohl eher nicht als Kandidatin teilnehmen.«

»Warum nicht?«

»Nun, zum einen, weil ich eine Frau bin. Außerdem hast *du* gewiss kein Problem damit, Leute um Geld zu bitten.«

»Kein bisschen, Gelder einsammeln gehört mit zum Spiel. Ich bin recht schamlos.«

Ich lachte.

»In der Highschool und zu Beginn meiner Collegezeit war ich in der Schüler- beziehungsweise Studentenvertretung«, fuhr er fort. »Aber ich war an der Georgetown University, und je länger ich in Washington lebte, umso häufiger verbrachte ich Zeit auf dem Capitol Hill statt auf dem Campus. Es war schwierig, dem Lockruf des echten Lebens zu widerstehen. Ich gehörte zum Mitarbeiterstab von Senator Fulbright, und wenn ich die Wahl hatte, an einem Meeting des Ausschusses für auswärtige Beziehungen teilzunehmen oder Zwanzigjährigen dabei zuzuhören, wie sie in der Mensa über das Essen meckerten, fiel mir die Entscheidung nicht allzu schwer.«

»Kongressmitglied und Generalstaatsanwalt von Arkansas sind aber zwei

Paar Stiefel, nicht wahr? Geografisch und, nun ja, auch metaphysisch betrachtet.

Diesmal war er es, der lachte. »Ich werde sehen, was sinnvoller ist, wenn ich wieder zu Hause bin. Eigentlich bin ich offen für jedes Amt, in dem ich das Leben der Menschen in Arkansas verbessern kann.«

»Jedenfalls *klingst* du schon wie ein Politiker.«

Wir bogen in die Chapel Street ein. »Du meinst, wie ein Schwindler?«, fragte er scheinbar gelassen.

»Eher wie ein Schauspieler als ein Schwindler.«

»Macht das einen Unterschied?«

»Aber ja«, meinte ich.

»Oben im dritten Distrikt, einer mal abgesehen von Fayetteville eher ländlichen Gegend, gibt es einen echten Scheißkerl von republikanischem Kongressabgeordneten, einen Nixon-Kumpan. Der Typ ist überfreundlich, wenn du dich mit ihm unterhältst, aber kaum ist er in Washington, vergisst er seine Wähler vollkommen. Ihm das Amt abzujagen ist ziemlich aussichtslos, aber mit irgendwas muss man schließlich beginnen.«

Wir waren beim Haupteingang des Museums angekommen, das in einem neugotischen, fast schlossartigen Gebäude untergebracht war. Ich blieb unvermittelt stehen und sah ihm direkt in die Augen. »Warum sind wir hier? Ich meine nicht hier beim Museum. Ich meine, warum verbringen wir Zeit miteinander? Was willst du?«

Er lächelte. »Was glaubst du, was ich will?«

»Nein«, erwiderte ich, »antworte mir. Es reicht mit diesem ...«, ich suchte nach dem richtigen Wort und landete dann bei einem, das ich so gut wie nie benutzte, »... diesem Geplänkel.«

Auf seinem Gesicht zeichnete sich Betroffenheit ab. »Wir haben eine Verabredung. Ich wollte mit dir ausgehen«, sagte er ernst.

Für ein paar Sekunden starrte ich ihn nur an. »Warum?«

Offenbar noch immer geknickt und besorgt, in ein Fettnäpfchen zu treten, meinte er in weniger schmeichelndem als eher nüchternem Ton: »Weil du die klügste Person in Yale bist.«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte, also lachte ich, was jedoch mehr zu einem Gackern geriet.

»Das sagen alle«, meinte Bill. »Ich wusste schon vor einem Jahr, wer du bist. Meine Mutter hat den Artikel über dich aus dem *Life Magazine* ausgeschnitten und mir nach Oxford geschickt.«

»Und darauf stehst du? Auf kluge Frauen?«

»Warum nicht?«

»Wenn du Karriere in der Politik machen willst, müsstest du dir doch eigentlich eine treu ergebene Hausfrau wünschen.«

»Nun, ich mach dir ja keinen Heiratsantrag«, sagte er, und ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. Mit einem Grinsen fügte er hinzu: »Noch nicht.« In diesem Moment erlebte ich, glaube ich, zum ersten Mal das Bill-typische Amalgam aus Koketterie und Freundlichkeit. »Nein, im Ernst«, fuhr er fort, »ich freue mich gerade einfach, Zeit mit dir zu verbringen. Ich hatte das leise Gefühl, du wärst ziemlich cool, und das bist du auch.« Er zögerte einen Augenblick und ergänzte dann etwas verlegen: »Und außerdem ziemlich attraktiv.« Er warf einen Blick Richtung Museumseingang. »Wollte ich dir nicht einen Arkansas-Zauber vorführen?«

1957 war ich zum zehnten Geburtstag meiner Freundin Maureen Gurski eingeladen, die einen Block von uns entfernt ebenfalls in Park Ridge wohnte. Sechs Mädchen saßen um den Esstisch der Gurskis und aßen Kuchen, zusammen mit Maureens jüngerem Bruder und ihren Eltern. Irgendwann kam die Rede auf Baseball. Ich war ein glühender Fan der Chicago Cubs, trotz ihrer grauenhaften Leistung in jenem Jahr, und meinte: »Die White Sox haben vielleicht die bessere Saison, aber Ernie Banks ist trotzdem der beste Spieler beider Teams. Wenn die Cubs auf ihn bauen, sind sie bald wieder gut.«

Maureens Vater lächelte mich über den Tisch hinweg säuerlich an. »Für ein Mädchen bist du ganz schön rechthaberisch.«

Es war nicht das erste Mal, dass ich etwas in der Art zu hören bekam. Angefangen hatte es in der dritten Klasse, in der meine Lehrerin Mrs Jauss

mir regelmäßig die Aufsicht übertrug, wenn sie das Klassenzimmer verließ – eine Aufgabe, die es manchmal mit sich brachte, dass ich John Rasch auffordern musste, sich hinzusetzen oder damit aufzuhören, Donna Zinser zu ärgern, und die oft damit endete, dass John mich daran erinnerte, ich sei keine Lehrerin. In der vierten Klasse war ich zur Co-Kapitänin des Ordnungsdienstes gewählt worden, was gelegentlich ähnlichen Widerstand meiner Mitschülerinnen und Mitschüler hervorrief. Mr Gurskis Bemerkung brachte diese Meinung derart stenografisch präzise auf den Punkt, wie ich es noch nie erlebt hatte, und öffnete mir jäh die Augen, welche Irritation und Abneigung ich bei meinen Mitmenschen hervorrief. Nicht bei allen, versteht sich – viele zollten meinem Eifer und meinem Verantwortungsbewusstsein Respekt –, aber zu denen, die sich provoziert fühlten, zählten gleichermaßen Männer wie Frauen, Erwachsene wie Kinder.

Es mag verwunderlich scheinen, aber in gewisser Hinsicht bin ich Bud Gurski dankbar. Aus (jajwohl) zwei Gründen. Erstens: Er sagte das, was er sagte, im haargenau richtigen Moment. Ich war noch jung, noch immer gesegnet mit dem unverschämten Selbstvertrauen einer Neunjährigen, und nahm ihn nicht so ernst, wie ich es vielleicht mit zwölf oder dreizehn getan hätte. Zweitens: Er wählte weniger verletzende Worte, als ihm möglich gewesen wäre, weit weniger verletzende als jene, die mir seither immer wieder begegnet sind. Für ein Mädchen ganz schön rechthaberisch? Natürlich hatte ich recht! Und natürlich war ich ein Mädchen. Was er sagte, war weniger eine Beleidigung als eine Tatsache.

Bei Maureens zehntem Geburtstag war Mr Gurski ungefähr Mitte dreißig, was mir ziemlich alt erschien, um ein Schulmädchen in seine Schranken zu verweisen. Ich hatte noch nicht gelernt, dass manche Männer diesem Impuls nie entwachsen. Aber ich konnte ihn problemlos missachten, obwohl mir klar war, dass es respektlos gewesen wäre, meine Missachtung offen zu zeigen. Für einen Erwachsenen sind Sie ganz schön blöd, dachte ich. Laut sagte ich: »Na ja, Ernie Banks ist eben ein großartiger Baseballspieler.«

Auf seinem Weg zu unserer Verabredung im Café hatte Bill entdeckt, dass im Innenhof der Kunstgalerie überall Müll herumlag, vermutlich weil auch die Hausmeister streikten, die ihn sonst beseitigten. Er hatte sich mit einem Sicherheitsmann unterhalten und ihn gefragt, ob er uns in das Museum lassen würde, wenn wir vorher sauber machten. Der Wachmann war ein Schwarzer, den ich auf Anfang sechzig schätzte, und Bill schüttelte ihm nun herzlich die Hand. Mit ausgestrecktem Arm wies er auf mich und sagte: »Und das ist Hillary, das Mädchen, das ich hoffentlich beeindrucken kann.«

Der Wachmann hieß Gerard; wir schüttelten uns ebenfalls die Hände. Sekunden später fand ich mich dabei wieder, wie ich gemeinsam mit Bill über den Hof ging, um leere Sodadosen, Zigarettkippen und Papierfetzen aufzulesen und zu entsorgen. Während wir kreuz und quer vor und hinter der überlebensgroßen Bronzeplastik einer sitzenden weiblichen Figur über den Hof liefen, unterhielten wir uns lauthals, und ich amüsierte mich wie selten in meinem Leben. Hatte ich deshalb einen solchen Spaß, weil es ein kühler, aber sonniger Frühlingstag war und ich mich an der frischen Luft befand? Weil alles an diesem Nachmittag neu und überraschend war? Weil Bill groß, albern, gut aussehend und in Flirtlaune war?

Es war zehn vor vier, als Gerard uns durch einen Seiteneingang in das höhlenartig düstere Museumsinnere einließ; alle Lichter waren aus. Wir gingen an einer antiken griechischen Vase, einem Deckenfresko aus Syrien und einer Büste des römischen Kaisers Commodus vorbei. Vor einem Ölgemälde mit rosafarbenen Orchideen eines amerikanischen Malers aus dem neunzehnten Jahrhundert blieben wir stehen, und Bill zeigte auf ein Blatt: »Sieh dir nur diese Genauigkeit bis ins kleinste Detail an.«

Ich zeigte auf einen Kolibri: »Der da gefällt mir besonders.«

Bills Zeigefinger berührte flüchtig den meinen, als er sagte: »Da ist noch einer.«

Ich zögerte kurz – er tat solche Dinge offensichtlich aus dem Bauch heraus, im Gegensatz zu mir –, dann berührte mein Finger flüchtig den seinen. »Sie sehen aus, als würden sie sich Geheimnisse erzählen.«

Er lachte. »Woher weißt du, dass sie nicht gerade über wichtige

Dschungelpolitik diskutieren?«

Als wir uns von dem Bild abwendeten, legte er mir die Hand auf den Rücken. In meinem Inneren kribbelte es, und mir wurde leicht schwindlig. Er wollte mit *mir* zusammen sein? Wollte mit *mir* allein sein? Von einem Mann wie Bill Clinton umworben, als »ziemlich attraktiv« betrachtet zu werden, war nicht die Art von Glück, die ich erwartet oder mir aktiv gewünscht hätte; ein solcher Wunsch wäre mir lächerlich, töricht und möglicherweise gierig erschienen. Natürlich war ich schon verliebt gewesen. Ziemlich oft sogar. Aber meine Schwärmerei verhielt sich in der Regel umgekehrt proportional zur Begeisterung des jeweiligen Mannes. Und nach Männern wie Bill trachtete ich gar nicht erst, nach unwiderstehlichen und außergewöhnlichen Männern – ich setzte meine Hoffnungen vielmehr auf schlaue, aber durchschnittliche Typen, und auch das funktionierte nur, wenn die zuerst ein Auge auf mich geworfen hatten.

Vor einem Edward-Hopper-Gemälde, das eine Frau in einem Hotelzimmer zeigte, sagte Bill: »Das hier ist mein Lieblingsbild. Manchmal komme ich nur vorbei, um nach ihr zu sehen.«

Die Frau trug ein tief ausgeschnittenes, ärmelloses rotes Kleid und braune Pumps und saß auf der Bettkante vor einem Fenster, hinter dem sich unter einem blauen Himmel dünenartige Hügel über den Horizont erstreckten. Das Bild war nicht unverhohlen erotisch, aber es war auch nicht gänzlich unerotisch.

»Was gefällt dir daran?«, fragte ich.

»Die Intensität ihres Ausdrucks ... Was denkt sie? Hat sie Liebeskummer? Ist sie wütend? Ist jemand anders mit ihr im Zimmer?«

Jetzt, wo er es erwähnte, wurde tatsächlich eine weitere Präsenz, vielleicht sogar die des Malers, spürbar.

»Wieso hast du überhaupt Zeit hierherzukommen?«, fragte ich. »Zwischen deiner Arbeit für die Kampagnen und dem Prokrastinieren?«

Er grinste. »Hierherkommen *ist* prokrastinieren.« Er wies auf das Sonnenlicht, das im Bild auf die Zimmerwand fiel. »Sind das Licht und die Schatten nicht grandios?«

»Ich hätte nie gedacht, dass du solch ein Kunstnarr bist.«

»Du meinst, weil ich aus Arkansas stamme?«

»Weil du so beschäftigt bist. Und«, fügte ich verlegen hinzu, »vielleicht auch, weil du aus Arkansas stammst. Obwohl ich kein Ostküsten-Snob bin, Ehrenwort. Ich bin außerhalb von Chicago aufgewachsen, ich kann also gar keiner sein.«

Bill klang kein bisschen beleidigt, sondern vielmehr schwärmerisch, als er erwiderte: »Es ist ziemlich mühsam, die Leute davon zu überzeugen, aber Hot Springs hat fast schon weltstädtisches Flair. Die Schwefelquellen haben schon immer Leute aus dem ganzen Land, wenn nicht gar aus der ganzen Welt angezogen ... angefangen bei Hernando de Soto über Al Capone bis hin zu Teddy Roosevelt. De Soto dachte wahrhaftig, er hätte die Quelle der ewigen Jugend entdeckt. Heute gehört man bei uns unterschiedlichen Religionen an, es gibt in der Stadt prachtvolle Häuser und Hotels, Kunst und Kultur, und im Frühjahr kommen sogar etliche Baseballteams zum Training. Zugegeben, es werden auch zwielichtige Partys veranstaltet, und zu den leidenschaftlichen Fans des Zwielichtigen gehören auch ein paar Leute, die mir lieb und teuer sind, aber genau diese bunte Mischung ist es doch, die das Leben interessant macht. Findest du nicht?«

Der Kerl neben mir hatte wirklich etwas unglaublich Liebenswertes an sich. »Doch«, stammelte ich, »schon.«

»Außerdem gibt es eine Alligatorenfarm *und* eine Straußenfarm. Ach, und einen Zoo mit dem Skelett einer Meerjungfrau.«

Ich grinste. »Weiß Darwin davon?«

Er grinste zurück. »Dir ist schon klar, dass man sehr wohl aus Chicago kommen und trotzdem ein Ostküsten-Snob sein kann?«

Im Frühling meines siebten Schuljahrs hatte ich für den Vorsitz der Schülervertretung kandidiert, neben vier ambitionierten Achtklässlern. Als die Kandidatenliste am schwarzen Brett vor dem Büro des Rektors ausgehängt wurde, war ich nicht überrascht, dass alle meine Gegner Jungen waren, ja es freute mich sogar: Ich witterte die Chance, die sich hinter einer

Wahl mit solch einer Geschlechterverteilung verbar.

An einem warmen Nachmittag im Mai hielten die vier Jungen und ich nach der Mittagspause in der Cafeteria vor der gesamten Mittelstufe unsere Reden. Mr Heape, der Betreuer der Schülerversammlung, hatte uns empfohlen, maximal fünf Minuten zu sprechen.

Mein Vater, der sarkastisch, streng und oft gemein war, hatte mir bei meiner Rede geholfen. Seit der Grundschule ließ er mich regelmäßig Aufsätze schreiben, die er dann mit einem Kugelschreiber korrigierte: Er strich ganze Absätze durch, markierte Wiederholungen oder schwache Argumente, indem er *kindisch* oder *trivial* an den Rand schrieb. Ich überarbeitete die Texte gemäß seinen Korrekturen, zeigte ihm diese zweiten Versionen jedoch nie. Ein Witz über einen Klavierstimmer namens Opporknockety, den er gern zum Besten gab, endete mit der Pointe »Opporknockety stimmt nur einmal«, und entsprechend antwortete er mir schon früh, wenn ich ihn darum bat, meine Überarbeitungen zu lesen: »Hugh Rodham stimmt nur einmal.« Von Beruf Textilfabrikant war mein Vater überzeugter Republikaner, ein Politikjunkie, der die meisten Politiker verachtete, ein Geizkragen und ein schnell gelangweilter Mann, der nicht willens war, seine Langeweile zu verbergen. Diesem Mann verdankte ich die Einleitung meiner Wahlkampfreden für den Vorsitz der Schülerversammlung.

»Hallo, Mitschülerinnen und Mitschüler der Ralph Waldo Emerson Junior High«, sagte ich in das Mikrofon. »Um es mit den Worten Winston Churchills zu sagen, eine gute Rede sollte wie der Rock einer Frau sein: lang genug, um das Wesentliche abzudecken, aber kurz genug, um Interesse zu wecken.«

Die meisten Schülerinnen und Schüler sahen mich verständnislos an. Einige aus der Lehrerschaft kicherten, mehr noch warfen sich besorgte Blicke zu. Ich gewann die Wahl mit zweiundachtzig Stimmen.

Die Treffen der Schülerversammlung fanden ab Herbst jeden Montag während der Mittagspause in Mr Heapes Klassenzimmer statt. Ein Junge namens Bruce, der zum Kassenswart gewählt worden war, und ich trafen stets als Erste ein, weil wir unser Mittagessen lieber von zu Hause

mitbrachten, als es in der Schule zu kaufen. In den zehn Minuten, in denen wir auf die anderen warteten, unterhielten Bruce und ich uns über Mathetests oder über den Hund seiner Familie, den Springer Spaniel Buster, oder darüber, wer am Abend zuvor in der *Ed Sullivan Show* aufgetreten war. Während dieser Gespräche saß ich mit Blick in den Raum auf einem Stuhl, den ich nach vorne vor die Tafel geschoben hatte, und Bruce saß mir gegenüber in der ersten Stuhldreihe. Im Oktober schlossen wir eine Wette ab, ob die Single *Save the Last Dance for Me* länger als eine Woche die Nummer eins der Hitparade bleiben würde. Er wettete dagegen, ich dafür, und in gewissem Sinn behielten wir beide recht, denn eine Woche später rutschte der Song ab, um dann wieder zwei Wochen lang an der Spitze zu stehen. Als ich mir einen neuen Haarschnitt machen ließ, sagte er, sobald er das Klassenzimmer betreten hatte: »Du siehst anders aus mit Pony.« Bruce selbst hatte einen blonden Bürstenschnitt, haselnussbraune Augen und besaß eine Sammlung echter indianischer Pfeilspitzen, die er auf einer Reise mit seiner Familie nach Ohio gekauft hatte und die er einmal mitbrachte, um sie mir zu zeigen.

Sobald Mr Heape und die anderen Schüler eintrafen, Tablett aus der Cafeteria mit Hackbraten, Hüttenkäse und Pfirsichhälften in Sirup vor sich hertragend, schlug ich die Aktenmappe auf, in der ich die Notizen für die Schülerversammlung aufbewahrte, und eröffnete die Versammlung; auf der Mappe prangte ein mit der Schreibmaschine meiner Mutter getipptes Etikett mit der Aufschrift: »Präsidentschaft Schülerversammlung 1960–61«.

Am Morgen von Thanksgiving 1960 erwachte ich aus einem Traum, in dem ich Bruce geküsst hatte. Im ersten Moment war ich schockiert, doch dann, während ich grübelnd unter der Decke lag, ergab plötzlich alles einen Sinn: Waren die zehn Minuten, die ich immer allein mit Bruce im Klassenzimmer verbrachte, nicht jedes Mal der Höhepunkt meiner Woche? Mir dessen klar zu werden, es mir selbst einzugestehen, war beunruhigend und aufregend zugleich. Im wahren Leben hatte ich noch nie jemanden geküsst. Während ich meiner Mutter half, die Zitronen für das Cranberry Relish auszupressen und den Teig für den Pie auszurollen, fragte ich mich,

ob sie spürte, dass ich mir insgeheim gerade genau das wünschte. Während der gesamten Thanksgiving-Ferien, als ich mit meinen Brüdern im Hinkley Park Schlittschuh fuhr, als wir unseren Weihnachtsbaum schmückten, als ich mit meiner Freundin Maureen einen Film im Pickwick Theatre sah, war der Gedanke an Bruce mein ständiger Begleiter, mein kribbeliges und kostbares Geheimnis. Eine bestimmte Witterung, eine bestimmte Tageszeit – der frühe Sonnenuntergang oder Schnee – weckten eine neue Sehnsucht in mir, den Wunsch, die Traurigkeit oder Schönheit der Welt mit diesem einen Menschen zu teilen.

Am Montag nach den Ferien war Mr Heapes Klassenzimmer leer, als ich es betrat, was mich völlig durcheinanderbrachte. Ich hatte mir ausgemalt, Bruce sei bereits da, wenn ich zu unserem ersten Treffen nach Thanksgiving kommen würde. Während ich einen der Stühle so drehte, dass ich nach draußen sehen konnte, fühlte ich mich in meinem Körper wie eine Holzpuppe, und als ich mich gesetzt hatte, wusste ich nicht, wohin mit den Beinen oder wie ich schauen sollte. Ich war höchstens eine Minute allein im Klassenzimmer, da kam Bruce auch schon herein und sagte beiläufig, als hätten wir uns in meinen Gedanken in den letzten fünf Tagen nicht ständig geküsst: »Im Gang stinkt's nach vergammelter Milch.«

Er war so süß! Sein blonder Bürstenhaarschnitt, die haselnussbraunen Augen und der kastanienbraune Pullunder, den er trug. Zuerst musste ich spielen, ich sei wie immer, aber schon bald nahm mich der Rhythmus des Gesprächs gefangen, und die Frage, ob er mich denn auch süß fand, geisterte nur noch durch eine Hälfte meines Gehirns anstatt durch beide. Bei unserer Versammlung an diesem Tag sagte ein Junge namens Gregory: »Es ist bescheuert, die Tickets für den Valentins-Ball schon vor Weihnachten zu verkaufen«, und ich erwiderte: »Manche Leute planen eben gern im Voraus«, und Bruce sagte: »Hillary hat recht.« Vor der Zusammenkunft in der Woche darauf sagte ich, als wir über den Dackel von Bruce' Nachbarn sprachen, der am Wochenende an Altersschwäche gestorben war: »Ich liebe Dackel«, und er meinte: »Ich dachte, Cockerspaniels wären deine Lieblingshunde.« Das hatte ich ihm im vergangenen September erzählt, und